

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 30/3 (2003)

DOI: 10.11588/fr.2003.3.63742

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

reformierte er die Armee, die sich selbstgefällig auf den in Italien und Algerien erworbenen Lorbeeren ausruhte – der katastrophale Kriegsverlauf sollte dann die Siegesgewißheit, die auch in weiten Teilen der Öffentlichkeit im Juli 1870 existierte, schnell dementieren.

Daniel MOLLENHAUER, Erfurt

Wolfgang SCHIVELBUSCH, *Die Kultur der Niederlage. Der amerikanische Süden 1865. Frankreich 1871. Deutschland 1918*, Berlin (Alexander Fest) 2001, 464 S.

Spieler wissen es: Wahre Größe zeigt sich in der Niederlage, und spielen wie leben lernen heißt nicht zuletzt auch verlieren lernen. Das gilt für den einzelnen wie für die Gemeinschaft, soweit letzterer historische Lernfähigkeit nicht generell abgesprochen wird.

Schivelbusch – bekannt durch seine kulturhistorischen Abhandlungen zur Geschichte der Eisenbahnreise, der Genußmittel oder zum Schicksal der Universitätsbibliothek Löwen im Ersten Weltkrieg – greift dieses Thema in der ihm eigenen originellen Art und Weise mit Blick auf die nationale Verarbeitung von Kriegsniederlagen auf, wobei die Kompensationsstrategien vorrangig auf der Ebene der Ideen und Mentalitäten untersucht werden. Aber auch in den Bereichen der Kolonialpolitik, der Ökonomie, der Erziehung und Bildung oder des Sportes sucht Schivelbusch nach Belegen für seinen Ansatz. Die Kernthese des weitreichenden Vergleichs amerikanischer, französischer und deutscher Nachkriegszustände im 19. und 20. Jh. lautet, daß bei besiegten Völkern, wie dem amerikanischen Süden nach 1865, Frankreich nach 1871 und Deutschland nach 1918, Lern- und Veränderungsprozesse in Gang kommen, die zu politischem und kulturellem Wandel führen und letztlich wieder zur Voraussetzung künftiger Siege werden können. Unter dem Titel »Kultur der Niederlage« in Form gebracht, erscheint dieser konfliktreiche und krisenbelastete Prozeß fast ein wenig verharmlost, suggeriert aber andererseits, daß es nicht so schlimm sei zu verlieren, sondern vielmehr darauf ankomme, Niederlagen und allgemein Abschwünge als etwas Normales zu akzeptieren, ja ihnen etwas abzugewinnen zu können. Das unterscheidet den Autor ganz grundsätzlich von Fortschritts- und Modernisierungsdenkern in der Geschichtswissenschaft.

Für den amerikanischen Süden, Schivelbuschs erstem Exempel, scheint obengenannte These allerdings etwas weit hergeholt, denn dem wirtschaftlich ungleich dynamischeren Norden konnten weder »Old« noch »New South« je ernsthaft Paroli bieten. Auch fällt dieses erste Beispiel insoweit aus dem Rahmen, als es sich hier um eine internationale Postbürgerkriegskonstellation handelt, die eher einen Vergleich mit dem westdeutsch-ostdeutschen Konflikt vor und nach 1989 nahelegt. Vielleicht wäre im Anschluß an Michael Jeismanns »Vaterland der Feinde« überhaupt eine Beschränkung auf Frankreich und Deutschland ratsam gewesen. Denn für Schivelbuschs große Thesenbildung sind vor allem die Nachkriegsverhältnisse in Frankreich nach 1871 und Deutschland nach 1918 von Bedeutung. Der mitdenkende Leser kann den Bogen auch weiterspannen: hin zum westdeutschen Wirtschaftswunder nach der totalen Niederlage von 1945 – der beispiellosen Aufstiegsgeschichte eines vollständig besiegten Systems – und eben zu Ostdeutschland nach 1989. Ob hier allerdings ein Niederlagenlernpotential in die gesamtdeutsche Gegenwartsentwicklung eingebracht werden kann und welche Auswirkungen daraus resultieren, wird sich erst noch erweisen müssen.

Daß Schivelbusch den Stoff aus zweiter Hand und nicht auf der Basis empirischer Befunde erarbeitet, ist bei einem solchen Wurf fast unumgänglich. So stützt sich die Studie im wesentlichen auf Sekundärliteratur und bietet zudem einen vielleicht etwas zu umfänglich geratenen Anmerkungsapparat. Was allerdings in der Masse ausführlicher und dabei durchaus prägnanter Zitate zu kurz kommt, ist eine nach Themen klar strukturierte Analyse der behandelten Nachkriegsgesellschaften, wodurch Analogien und Unterschiede deutlicher hät-

ten herausgearbeitet werden können. Etwa wäre ausgehend von den berühmten Verlierern Lee, Bazaine und Ludendorff das Nachleben militärischer Eliten in einer zivilen Gesellschaft über den unmittelbaren Moment der Niederlage hinaus generell zu betrachten oder auch nur auf jene wichtigen Figuren näher einzugehen gewesen, die als Kriegsverlierer in Politik und Parlamenten einflußreich wurden. Andererseits gelingt es Schivelbusch gerade im Zusammenhang mit »Sündenbock«- und »Dolchstoßlegenden«, das Gewicht dieser Militärs und ihrer Meinungen für die jeweilige Nachkriegsmentalität zur Geltung zu bringen. Unmittelbar führten durch Niederlage und Revolution erfahrene Demütigungen zur Schwächung republikanischer Verhältnisse hier wie dort und innerhalb verantwortlicher militärischer Kreise zum Wunsch (und zur Tat), durch das Massakrieren von Revolutionären oder auch nur von Augenzeugen ihrer Schmach verlorenes Sozialprestige wiederzuerlangen. Was etwa die französische Armee im Krieg von 1870/71 nicht zuwege gebracht hatte, was sie an Niederlagen, Rückschlägen, Kapitulationen hatte hinnehmen müssen, das kompensierte sie durch ein besonders drakonisches Vorgehen gegen die Pariser Kommune und ein regelrechtes Abschlachten der Revolutionäre. Dagegen, so Schivelbusch, habe sich die deutsche Konterrevolution von 1918/19 noch vergleichsweise human verhalten. Der Gedanke struktureller Ähnlichkeit quasi terroristischer Gruppierungen, wie des Ku-Klux-Klan im geschlagenen amerikanischen Süden und der deutschen Freikorps als jeweilige »Rächer der Nation«, ist zudem anschlussfähig bis in unsere Tage, denkt man etwa an die Ermordung des serbischen Ministerpräsidenten Zoran Djindjic durch militante serbische Nationalisten.

Schivelbuschs Stärke ist das an den Fakten orientierte essayistische Gedankenspiel, und er vermag dadurch das von Sozialhistorikern meist ausgeklammerte Moment der Relativität historischer Abläufe in den Blick zu rücken, Eventualitäten zu erwägen und der Frage »Was wäre wenn?« etwas abzugewinnen. So wirft er zum Beispiel das brisante Problem auf, was wohl geschehen wäre, hätte Deutschland nach Abdankung und Flucht des Kaisers im November 1918, so wie Frankreich nach der Gefangennahme Napoleons III. im September 1870, den Krieg fortgesetzt und sich, wie von den Alliierten eigentlich erwartet, an den eigenen Reichsgrenzen einem Verteidigungskampf gestellt. Ob die Alliierten die Kraft und den Willen gehabt hätten, Berlin zu erobern? Solche Fragen dürften manchem Kritiker spekulativ oder gar politisch inopportun erscheinen, sind dem mündigen Leser aber durchaus zumutbar. Noch spannender, weil Stoff für eine Menge Doktorarbeiten bietend, ist Schivelbuschs Perspektive auf den Staat als Erziehungsstaat, der aus dem Ersten Weltkrieg als einem »Erziehungskrieg« zu »Volksgemeinschaft«, »Volksbildung« und »nationalem Sozialismus« mit einer ganz neuen Qualität und Quantität von politischer Propaganda hervorgeht. Das inzwischen hinter uns liegende kurze 20. Jh. mit seinem Wechsel von heißen und kalten Kriegen war nämlich zu einem guten Teil auch dieses: ein Weltbürgerkrieg zwischen Nationen und Blöcken, der mit den Mitteln staatlich gelenkter und kontrollierter Bildung und Erziehung und natürlich auch Forschung und Wissenschaft geführt und am Leben erhalten wurde. Das Wechselspiel von Kooperation und Konkurrenz bis hin zur Drohung der totalen Vernichtung des Gegners eben aus einer solchen vergleichend-längsschnittigen Perspektive und damit *jenseits von Gut und Böse* in den Blick zu nehmen, wäre ein bedeutender Fortschritt gegenüber den von politischen Werturteilen blockierten ewigen Debatten um das Für und Wider von »Totalitarismustheorie« und »Diktaturvergleich«.

Schivelbusch irrt sicher in dieser oder jener Detailaussage, ist nicht überall »auf dem Stand der Forschung« und läßt vieles, was man unter dem anspruchsvollen Titel des Buches erwarten mag, offen. Weniger wartet er mit empirisch gestützten Antworten als vielmehr mit eigenständigen und aus verschiedenen Perspektiven beleuchteten Problemen und Fragen auf. Und das genau ist es, was die Souveränität seiner Leistung ausmacht.

Matthias STEINBACH, Jena